

Wir feiern heute zwar den 4. Sonntag der Osterzeit. Doch für das Verständnis unseres heutigen Evangelium ist es hilfreich, kurz noch einmal zurückzukehren zum Evangelium des 4. Fastensonntags (Joh 9,1-41). Denn dieses geht unseren heutigen Text unmittelbar voraus und ist deshalb für die Auslegung nicht unerheblich.

Vielleicht erinnern Sie sich noch. Am 4. Fastensonntag heilte Jesus einen Blindgeborenen, in dem er auf die Erde spuckte, damit einen Teig machte und ihn dann dem Blinden auf die Augen strich. Nach dem dieser sich im Teich Schiloach gewaschen hatte konnte er sehen. Doch jetzt geriet dieser Geheilte in eine heftige und intensive Auseinandersetzung mit den Pharisäern, die den größten Teil dieses Evangeliums ausmacht, und wurde dann schließlich von ihnen rausgeschmissen, weil eine Heilung an einem Sabbat gar nicht möglich sein kann und darf.

Hinter diesem Geschehen klingt auch etwas davon an, dass die johannäischen Gemeinden in Kleinasien inzwischen aus der Synagogengemeinschaft ausgeworfen wurden, weil sie sich zu Jesus Christus als ihrem Herrn bekannten. Das war ein äußerst schmerzhafter Prozess mit vielfältigen Verwerfungen.

Etwas von diesem Konflikt klingt auch in heutigen Evangelium an. Wenn da Jesus das erste Bild vom Hirten sehr pointiert gegen die Diebe und Räuber setzt, die die Herde bedrohen, dann ist dies deutlich gegen die Führer des Judentums gerichtet. Dennoch können die keinen großen Schaden anrichten. Denn zwischen dem eigentlichen Hirten und seiner Herde besteht eine sehr enge, vertrauensvolle Verbindung. Die Schafe kennen die Stimme ihres Hirten und folgen deshalb nur ihm; der Hirte selber kennt jedes einzelne Schaf mit seinem Namen. Diese besondere Beziehung ist das Fundament, auf dem alles steht. (Vgl. V 3-5)

Dort, wo dieses Fundament fehlt, dort handelt es sich um Diebe und Räuber.

In diesem ersten Bild vom Hirten spielt bereits die Tür eine wichtige Rolle, denn der Eintritt durch sie unterscheidet den echten Hirten von den falschen. Diese Tür bekommt jetzt aber durch das zweite Bild noch einmal eine ganz neue Dimension, wenn Jesus dort – besonders hervorgehoben durch ein zweimaliges „Amen“ – formuliert: „Ich bin die Tür zu den Schafen.“ (V 7)

Damit werden jetzt einige Bildelemente etwas klarer: Der Schafstall, das ist das Volk Gottes in dieser irdischen Welt; die Weide, das ist der Himmel, dieses Leben in Fülle. Und Christus ist diese Tür, durch die beide miteinander verbunden sind. Durch ihn bricht jetzt schon Himmlisches in diese irdische Welt ein und beginnt diese zu verändern, zu heilen. Diese geöffnete Tür zwingt nämlich nicht zu einer Flucht aus dieser Welt, denn Jesus spricht deutlich davon, dass einer „ein- und ausgehen und Weide finden“ (V 9) wird. Aber dieses Himmlische beginnt, in dieser irdischen Welt wirksam zu werden, und heil zu machen, was unheil ist.

Genau das ist ja bei dem Blindgeborenen geschehen. Sein Leben war wegen seiner Blindheit unheil; so war seine Existenz von Gott nicht gewollt. Deshalb erinnert Jesus mit dem Teig aus Spucke ganz bewusst an die Schöpfungserzählung im Buch Genesis, bei der Gott den Menschen aus Lehm formte und den Lebensatem einhauchte (vgl. Gen 2,7). Jesus macht heil, was unheil ist. Der ursprünglich heile, der gottgewollte Zustand wird wiederhergestellt, wenn der Himmel in diese Welt einbricht. Und weil ja gerade der Sabbat der Vorgriff und die Erinnerung an diese Zukunft, an diese Vollendung bedeutet, deshalb kann Jesus eine solche Heilung fast nur an einem Sabbat vollziehen.

Gerade die Verbindung dieses zentralen Jesuswortes von der Tür mit der Heilung des Blindgeborenen – im Neuen Testament stehen sie ja nicht zufällig direkt hintereinander – lässt jetzt einen besonderen Aspekt der Sendung Jesu aufleuchten. Er schenkt uns Heil und Heilung, aber eben nicht erst nach dem Tod, wie es heute immer noch oft verstanden wird, sondern bereits im Hier und Jetzt. Der Blindgeborene ist nicht getröstet worden auf irgendwann später einmal. Er ist unser Hirte, jetzt. Er ist diese Tür, jetzt.

Damit stellt uns dieses Evangelium Fragen: Warum ist davon heute so wenig zu spüren? Warum werden heute nicht die unzähligen Dingen heil, die unheil sind? Eine Antwort darauf wird wohl lauten müssen: Wir haben Angst vor dieser Türe. Wir nehmen sie zwar zur Kenntnis. Wir wissen, dass es sie gibt. Wir freuen uns, dass es sie gibt, denn das ist ungemein beruhigend. Aber wir weigern uns, durch diese Türe zu gehen, weil wir ahnen, welche radikalen Änderungen es mit sich bringt, wenn diese Tür wirklich durchschritten wird. Denn das könnte ja unser ganzes Leben durcheinanderbringen. Wir kennen doch all die Texte aus der Apostelgeschichte, vom Leben der ersten Gemeinden: typische Erscheinungen, wenn die Tür zum Himmel tatsächlich offen ist. Wenn heute bei uns nur so etwas Ähnliches passieren würde, da wäre gar nicht auszudenken, was dann alles passieren könnte. Es entstünde eine völlig neue Art von Gemeinschaft. Damit würden wir dann wohl oder übel zum Sand im Getriebe unserer Gesellschaft mit der Folge, dass auch wir auf kurz oder lang separiert, isoliert und rausgeworfen werden würden, wie die johannäischen Gemeinden damals.

Doch das wird nicht passieren, denn dazu fehlt es uns ganz einfach an Mut.

Das Evangelium nennt jetzt aber auch sehr deutlich den Grund dafür, woran es liegen könnte, dass diese Angst so groß ist. Es ist das eingangs erwähnte Vertrauen zwischen Hirt und Herde. Denn nur dieses Vertrauen macht es möglich, diesem Hirten tatsächlich auf die Weide zu folgen und so zum Leben in Fülle zu gelangen.

Es kommt also gar nicht so sehr darauf an, großartige Mutproben in der Jesusnachfolge zu provozieren, sondern alles zu unternehmen, damit dieses alles entscheidende Vertrauen entsteht und wächst.